

Vorbemerkung des Autors

Der Grund, warum ich dieses Buch geschrieben habe, könnte nicht offensichtlicher sein. Mit Donald Trumps Amtseinführung am 20. Januar 2017 gerieten die USA in das Auge des wohl außergewöhnlichsten politischen Sturms seit Watergate. Während der Tag näher rückte, machte ich mich daran, die Ereignisse so zeitnah wie möglich zu dokumentieren und die Vorgänge im Weißen Haus aus Sicht der Menschen zu schildern, die dort ein und aus gingen.

Anfangs hatte ich vor, einen Bericht über die ersten hundert Tage von Trumps Amtszeit zu schreiben, eine Einschätzung, wie sie traditionsgemäß bei jeder neuen Präsidentschaft vorgenommen wird. Doch die Ereignisse hörten mehr als zweihundert Tage lang nicht auf, sich zu überstürzen, und der Vorhang nach dem ersten Akt von Trumps Präsidentschaft fiel erst mit der Ernennung des pensionierten Generals John Kelly zum Stabschef Ende Juli und dem Rauswurf des Chefstrategen Stephen K. Bannon drei Wochen später.

Meine Schilderung der Ereignisse beruht auf Gesprächen, die ich im Verlauf von achtzehn Monaten mit dem Präsidenten, den meisten seiner Berater – mit manchen Dutzende Male – sowie mit Leutengeführt habe, mit denen diese engsten Mitarbeiter gesprochen hatten. Das erste Interview fand statt, lange bevor ich mir Donald Trump im Weißen Haus, geschweige denn ein Buch darüber, vorstellen konnte, nämlich Ende März 2016 im Trumps Haus in Beverly Hills. (S. 13)

Locker gehandhabte Einwanderungsgesetze gehörten zum Markenkern der neuen linken Philosophie und entlarvten nach Bannons Ansicht ihre Heuchelei. In der Weltsicht der Linken war ethnische Vielfalt ein absolutes Gut, während Bannon überzeugt war, dass jeder vernünftige Mensch, der nicht vollständig durch das linksliberale Licht geblendet war, einsehen musste, dass eine Einwanderungsflut notwendigerweise eine Menge Probleme mit sich bringen würde – der Blick nach Europa genügte. Und diese Probleme wurden nicht von verhätschelten Linken geschultert, sondern von in prekären Verhältnissen lebenden Bürgern am unteren Ende der ökonomischen Leiter. (S. 109-110)

Bannon sah seine Mission darin, den globalen linken Nackter-Kaiser-Schwindel platzen zu lassen, der seiner Meinung nach nirgends so haarsträubend deutlich wurde wie bei der Weigerung, die kolossal schwierigen und teuren Auswirkungen unkontrollierter Einwanderung anzuerkennen. (S. 120)

Nicht selten wucherten die abendlichen Telefonate des Präsidenten ins Uferlose. Ob paranoid oder sadistisch, deklinierte er die Fehler und Schwächen sämtlicher Mitarbeiter durch. Bannon war illoyal (und natürlich sah er immer aus wie aus der Gosse gezogen). Priebus war schwach (und natürlich war er viel zu klein – ein Zwerg). Kushner war ein Schleimer. Spicer war dumm (und sah auch furchtbar aus). Conway war eine Heulsuse. Jared und Ivanka hätten nie nach Washington kommen sollen.

In erster Linie, weil sie seine Mitteilungen befremdlich, alarmierend oder vollkommen wahnwitzig fanden, setzten sich seine Gesprächspartner häufig über das hinweg, was sie sonst vielleicht als vertraulich aufgefasst hätten, und erzählten anderen von diesen Anrufen. So gelangten Einzelheiten über die inneren Mechanismen des Weißen Hauses an die Öffentlichkeit. Nur dass es gar nicht um innere Mechanismen des Weißen Hauses ging – auch wenn es oft so dargestellt wurde –, sondern um Gedankenflüge des Präsidenten, die ihre Richtung fast so schnell änderten wie er sie aussprechen konnte. Einige seiner Äußerungen blieben sich jedoch gleich: Bannon werde demnächst ausgemustert, ebenso Priebus, und Kushner brauche Trumps Schutz vor den anderen Miesmachern.

Verschärft wurde das tägliche Gerangel zwischen Bannon, Priebus und Kushner durch eine Desinformationskampagne, die der Präsident persönlich gegen die drei führte. Als eingefleischter Schwarzseher sah er in jedem Mitglied seines inneren Zirkels ein Sorgenkind, dessen Schicksal in seinen Händen lag. «Wir sind Sünder, und er ist Gott», sagten die einen. «Wir dienen zum Missvergnügen des Präsidenten», sagten die anderen. (S. 198-199)

Trumps Stegreifreden waren immer von existenzieller Bedeutung, freilich mehr für seine Berater als für ihn selbst. Er sprach selbstvergessen und unbeschwert, er hielt sich für den perfekten Plauderer und Bühnenstar, während sein Gefolge die Luft anhielt. Wenn es – wie so oft – peinlich wurde und seine Ausführungen aus der Bahn gerieten, mussten seine Mitarbeiter sich sehr zusammenreißen. Es erforderte äußerste Disziplin, nicht zur Kenntnis zu nehmen, was für jedermann offensichtlich war. (S. 217)

Politik schien, auch schon vor Trump, zu einer tödlichen Angelegenheit geworden zu sein. Es war ein Nullsummenspiel: Wenn eine Seite profitierte, verlor die andere. Der Sieg der einen Seite war der Tod der anderen. Die alte Vorstellung von Politik als einem Geben und Nehmen – jemand anderes hatte etwas, was man brauchte, eine Stimme, Entgegenkommen, Protektion, und am Ende war es nur eine Frage des Geldes – war aus der Mode gekommen. Es war jetzt ein Kampf zwischen Gut und Böse. (S. 244)

Das Paradoxe an der Präsidentschaft Trumps lag darin, dass sie zugleich die am stärksten und am wenigsten ideologisch motivierte war. Sie stellte einen strukturellen Angriff auf liberale Werte dar – Bannons Dekonstruktion des Staates sollte auch die Medien und akademische und nicht gewinnorientierte Institutionen mit sich reißen. Doch von Anfang an war auch offensichtlich, dass die Trump-Regierung sich genauso gut in ein Country-Club-Regime von Republikanern oder ein Wall-Street-Regime von Demokraten verwandeln konnte. Oder einfach in die fortwährende Anstrengung, Donald Trump bei Laune zu halten. Trump hatte seine Kollektion von Lieblings-Reizthemen, die er bei diversen Medienauftritten und Massenveranstaltungen bereits erprobt hatte, aber eines war allem anderen übergeordnet: persönlich der Konkurrenz immer voraus zu sein. (S. 274)

Trump, das wusste so gut wie jeder, der jemals mit ihm zusammengearbeitet hatte, war aller Hoffnung zum Trotz Trump – und bekam irgendwann jeden in seiner Umgebung satt. (S. 278-279)

Im Grunde hörte Trump auf niemanden. Je mehr man redete, desto weniger hörte er zu. (S. 281)

Fast niemand in der Trump-Regierung war gewillt vorauszusagen, wie der Präsident reagieren würde – oder ob er überhaupt reagieren würde. (S. 285)

Das Problem war, dass die konservativen Medien Trump als ihr Geschöpf ansahen, während Trump sich selbst als Star betrachtete, als gefeiertes und geschätztes Produkt aller Medien, als jemanden, der immer höher aufstieg. Es war Personenkult, und die Person war er. Er war der berühmteste Mensch der Welt. Alle liebten ihn – oder sollten es zumindest. (S. 304)

Er war auf die allumfassende Liebe der Medien aus. In dieser Hinsicht war Trump offenbar völlig außerstande, zwischen seinem politischen Vorteil und seinen persönlichen Bedürfnissen zu unterscheiden – er dachte emotional, nicht strategisch.

Präsident zu sein hatte in seinen Augen vor allem einen großen Nutzen: Man ist der berühmteste Mann der Welt, und wer Ruhm hat, wird von den Medien stets verehrt und vergöttert. (S. 305)

Bei jedem seiner Feinde – und auch jedem seiner Freunde – hing aus seiner Sicht alles von deren jeweiliger Pressestrategie ab. Die Medien waren das Schlachtfeld. Trump ging davon aus, dass jeder seine fünfzehn Minuten Ruhm wollte und seine Strategie hatte, um darauf vorbereitet zu sein. Wenn man keinen direkten Zugang zur Presse erhielt, ließ man Informationen durchsickern. Trumps Ansicht nach gab es keine zufälligen Nachrichten. Alle Nachrichten waren manipuliert und zurechtgebogen, gesteuert und platziert. Alle Nachrichten waren bis zu einem gewissen Grade gefälscht – das wusste er sehr gut, denn er hatte es in seiner Karriere oft selbst genug getan. Das war auch der Grund, warum er so selbstverständlich an der Bezeichnung «Fake News» Gefallen gefunden hatte. «Ich habe mir schon immer alles Mögliche ausgedacht, und es wird stets gedruckt», prahlte er. (S. 331-332)

Das war eine weitere seltsame Eigenschaft Trumps: die Unfähigkeit, sich von außen zu sehen. Oder anzuerkennen, was für ein Verhalten die Leute von ihm erwarteten. Die Vorstellung von der Präsidentschaft als institutionellem und politischem Prinzip, mit einer Betonung auf Ritual, Korrektheit und symbolischen Botschaften – staatsmännischem Auftreten –, überstieg sein Begriffsvermögen. (S. 337)

In Trumps Regierung klafften viele Löcher, doch der Mangel an außenpolitischer Kompetenz und Kontakten war mit Sicherheit eine so große Lücke, dass man ein trojanisches Pferd hindurchschleusen konnte. Wer bereit war, sich auf Trump einzulassen, was auch immer das hieß, dem bot sich dadurch die Gelegenheit, die Beziehung zu den Vereinigten Staaten neu auszurichten. Da gab es keinen Leitfaden, es ging um Opportunismus, Offensein für neue Geschäfte. Und besonders vielversprechend war es, Charme und Verführungskunst einzusetzen, denn darauf reagierte Trump so begeistert wie auf vorteilhafte neue Angebote. (S. 345)

Eine von Trumps Schwächen – im Wahlkampf und auch während der Präsidentschaft eine Konstante – war sein vages Verständnis von Ursache und Wirkung. Bisher waren die Probleme, die er in der Vergangenheit verursacht haben mochte, verlässlich von neuen Ereignissen verdrängt worden, was ihm die Zuversicht gab, dass eine schlechte stets von einer besseren, dramatischeren Geschichte abgelöst werden konnte. (S. 354)

Bei Trump kam noch eine fixe Idee hinzu: Sein Lebtage hatte er das Gefühl, die Leute würden ihn ständig ausnutzen. Vielleicht rührte das vom Geiz und der Schäbigkeit seines Vaters her, vielleicht von der Erkenntnis (und seiner zweifellos darauf beruhenden Unsicherheit), ein Sohn reicher Elter zu sein, oder vom tiefen Verständnis eines Verhandlers, dass es keine Win-win-Situationen gibt, sondern Profit immer mit Verlust einhergeht. Trump konnte den Gedanken einfach nicht ertragen, dass sich jemand auf seine Kosten einen Vorsprung verschaffte. Sein Ökosystem war das Nullsummenspiel. In seiner Welt floss ihm alles zu, was er für wertvoll hielt, oder es war ihm gestohlen worden. (S. 377)

In Wirklichkeit war ihm der Sinn dessen, was er gesagt hatte, oft nicht richtig klar, und er verstand auch nicht genau, warum eine so leidenschaftliche Reaktion darauf folgte. Und sehr oft war er von sich selbst überrascht. «Was habe ich denn gesagt?», fragte er, nachdem es ernsthafte Proteste gegeben hatte. (S. 378-379)

Trump war ein Draufgänger, traf aber nur ungern Entscheidungen, wenigstens nicht, wenn ihn das in die Verlegenheit brachte, ein Problem analysieren zu müssen. (S. 399)

Wer sich in Trumps Regierung auf dem Gipfel wähnte, musste damit rechnen, dass man ihn hinabstieß. Nach diesem Schema funktionierte die Ein-Mann-Herrschaft eines zutiefst unsicheren Mannes. Dem anderen Platzhirsch im Raum musste immer das Geweih gestutzt werden. (S. 414)

So gut wie alle im Weißen Haus versuchten, Trumps Gedankengänge nachzuvollziehen, indem sie sich informierten, mit wem er am Vortage telefoniert hatte. (S. 420)

In Trumps Augen waren an allen bisherigen Problemen seiner Amtszeit einzig und allein seine Leute schuld. Verschwanden die, verschwanden auch die Probleme. (S. 424)

Das, also Trumps Intelligenz zu beleidigen, war die eine Sache, die man keinesfalls tun durfte und der sich doch alle unter heimlichem Gelächter schuldig machten. Auf je eigene Weise tanzten alle um die nackte Tatsache herum, dass der Präsident zu wenig wusste, was er nicht wusste, und dass er auch nicht viel wissen wollte, sich aber in seinen persönlichen Gewissheiten gemütlich eingerichtet hatte. (S. 451)